

# Nachdenken über den Weg: Eine Klage und ein Licht, das von überall her kommt

Luiz Carlos Susin

Am Ende des zurückgelegten Weges mit den verschiedenen Stimmen in diesem Heft können wir die prägenden und häufiger vorkommenden Merkmale der Texte zusammentragen und darüber hinaus auf einige neue Ansätze aufmerksam machen, die zum Weitergehen einladen.

Zuerst sei *via negationis* gesagt, dass der Sprung ins Paradigma des Pluralismus weder Luxus noch Mode ist. Der Weg, den die Religionen bisher gegangen sind, kann - ohne auf die Funktion der Religion in der Evolutionstheorie zurückzugreifen - theologisch ganz innerhalb der Ökonomie der Offenbarung und der Erlösung im Kontext einer jetzt zu Ende gehenden Achsenzeit verstanden werden. Dieser Weg löst sich von einer Epoche, und es ist festzustellen, dass die „großen Religionen“ in ihrem vor allem agrarischen Umfeld, in dem sie bis heute gelebt und sich konstituiert haben, allmählich erstarren. Es ist verständlich, dass die Behauptung oder Hypothese vom „Ende der Religionen“ eine hitzige Debatte ausgelöst hat, weil es gleichzeitig Argumente gibt, die, wenn sie auch ihrerseits angreifbar sind, eine „Rückkehr zur Religion“ behaupten. Wenn wir die fünf Jahrhunderte der vom Abendland geprägten Moderne analysieren und wenn wir diese Analyse ausweiten auf die fünfundzwanzig Jahrhunderte des Aufbaus und des Triumphs des Okzidents und die gleichzeitig stattfindende Reform des Mittleren Orients und der buddhistischen Reform in Asien mit einbeziehen, dann ist die heutige Landkarte von einer „großen Transformation“ in einer Achsenzeit geprägt, die einschneidende Auswirkungen auf die Formen von Religion hat. Leonardo Boff untersucht die gegenwärtige Transformation sogar im zeitlichen Horizont des Universums und des Lebens auf dem Planeten Erde.

Auf den ersten Blick zeichnet sich das Christentum durch seine „Modernität“ und seine uneigennützig und schöpferische Anpassungsfähigkeit neben seiner eschatologischen Charakteristik aus. Gleichzeitig trägt es auf dem Weg in die Zukunft das tragische Erbe seiner conquistatorischen, kolonisatorischen, zerstörerischen und Tod bringenden Ausbreitung mit sich, die heute alles Leben auf der Erde bedroht. Die „konstantinische Wende“ hat aus dem Christentum allmählich eine Religion des Imperiums gemacht und prägt somit den weiteren Verlauf des christlichen Abenteuers. Gewiss wäre die Menschheit ohne das

Christentum ärmer. Auch sind die christlichen Werte weiterhin ein Leitfaden und eine Stütze, die, zum Beispiel, Gandhi und Tagore begeistert haben. Aber die Zweischneidigkeit seiner Mission, die in diesem Heft Tissa Balasuriya aus Sri Lanka thematisiert, verpflichtet das Christentum dazu, seine Einstellung zu den anderen Traditionen und Religionsformen neu zu überdenken. Der beste Beitrag des Christentums wird in der heutigen Zeit der sein, mitzuhelfen, die erforderlichen inneren Haltungen für eine gerechte Anerkennung dieser Religionen und ihrer Orte mit ihrer vielfältigen göttlichen Offenbarung und Erlösung zu finden. Ein dringend nötiger Dialog wird von den „anderen“ Völkern „anderer“ Religionen eingefordert. Es ist gewiss kein Zufall, dass diese Aufforderung von den armen Völkern der Erde kommt. Es soll ein Dialog mit der entsprechenden Achtung und Glaubwürdigkeit gegenüber den Traditionen der armen Völker der Erde sein. Die akademische Theologie wird fruchtbar, wenn sie auf die religiöse Erfahrung der armen Völker und ihrer Zeugen eingeht.

Wir sind in der Lage zu verstehen, dass der Grund für den Pluralismus der Religionen nicht in der Unvollkommenheit liegt und dass unser Umgang damit über Gesten der Toleranz hinausgehen muss. Noch belastet uns die hellenistische Vorstellung, dass „das Vielfältige“ Verfall und Mangel bedeutet, während „das Eine“ auch das Ganze sei („unum est totum“). Dagegen lehrt uns das alte Volk der Guarani im Herzen Lateinamerikas: „Wenn wir uns unter dem Einen befinden, ist das schlecht.“ Die Naturvölker lieben die Vielfalt und den Reichtum der Farben. Es geht um eine Vielfalt, die vom Schöpfungsplan Gottes ausgeht, der die Unterschiede liebt und fruchtbare Lebensvielfalt entstehen lässt. In der Logik der göttlichen Schöpfung werden Klonen und Uniformität verabscheut. So lässt sich theologisch der Sprung in die Lebensvielfalt und ihre wachsende Komplexität verstehen, die das Universum in ein Wunderwerk verwandeln.

Die menschliche Lebensvielfalt wird durch Sprachen und Kulturen symbolisiert; sie ist auch abhängig von unseren Entscheidungen und unseren schöpferischen Fähigkeiten. Sie kann Verwirrung und Gewalt mit sich bringen; doch das liegt nicht in ihrer ursprünglichen Absicht und ist nicht das letzte Wort, wenn wir versuchen, die Vielfalt theologisch zu entziffern. In dieser Logik sind religiöse Traditionen mächtig und heilig zugleich. Es gibt einen „ursprünglichen“ Pluralismus der Religionen, den Faustino Teixeira darstellt. Die Einheit verwirklicht sich nicht in der Uniformität, sondern im Versuch der Annäherung und der Kommunion, die in der Mystik ihre Tiefe und Höhe finden – *Deus intimor et superior religione mea* – und in der Gott gelobt und ihm gedient wird, in dem „reinen und makellosen Dienst vor Gott“, der nach Jakobus darin besteht, „für Waisen und Witwen zu sorgen, wenn sie in Not sind, und sich vor jeder Korruption durch die Welt zu bewahren“ (Jakobus 1,27).

Eine implizite und immer wiederkehrende Frage steht am Anfang allen Nachdenkens über die Religion, so wie in der Philosophie stets die Frage gestellt wird, was Philosophie eigentlich wirklich ist: Was ist, im Letzten, Religion? Die Wissenschaften, die Geschichtsschreibung, die Anthropologie, die Literatur, die Psychoanalyse, sogar die Interessen des Marktes befassen sich mit der Frage nach dem

Sinn der Religion. Auf der Ebene der menschlichen Kultur betrachtet ist die Religion die „Seele“ der Kultur, wie es in der Instruktion *Dialog und Verkündigung* des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog geschrieben steht (Nr. 45). Im Blick auf Benedikt XVI. greift Andrés Torres Queiruga in diesem Heft dessen Wort vom „Herz der Kultur“ auf. Wir finden es richtig, von der Vielfalt der Kulturen und demzufolge von den „Herzen“ in der Mehrzahl zu sprechen. Marcelo Barros und die Gruppe EATWOT schlagen vor, mit dem Neologismus der „Hierodiversität“ zu arbeiten, um neben der biologischen Lebensvielfalt diese „heilige Vielfalt“ der Herzen der Kulturen auszudrücken. Das erinnert ein wenig an die Wandmalereien mit „heiligen Herzen“ im Volkskatholizismus. Die Kommunion in der „Perichorese“ der Herzen ist möglich mit einem kontemplativen Blick auf das „Heilige der Anderen“ und durch die Gastfreundschaft von Herz zu Herz. Es lohnt sich, diesen Versuch zu machen und das Risiko einzugehen, wie es Marcelo Barros ausführt. Er ist als Mönch mit den afrobrasilianischen Kulthandlungen vertraut und geht den Weg der christlichen Mystiker, die sich zutiefst den Traditionen der Hindus, Buddhisten und der Urbevölkerungen angenähert haben. Gewiss können wir Religion nicht losgelöst von Offenbarung und Erlösung betrachten. Die Religionen sind Wege der Offenbarung und der Erlösung, also symbolische Wege, die sich sogar in teuflische Wege verkehren können, so wie Ikonen zu Idolen werden können. Eine andere Metapher dafür sind die Brunnen, die helfen, zur Quelle zu finden; Landschaften mit vielen Wegen und Quellen, so wie es uns Paulo Suess mit seiner Erfahrung der verschiedenen Völker der Indios in Brasilien aufzeigt. Es ist wichtig, Wege zu bahnen.

Vor allem bei den Religionen, die sich durch ihren missionarischen Charakter hervorgetan haben, kann man feststellen, dass jedes Mal, wenn mit der klassischen Grundeinstellung der „Auserwählten“ vorgegangen wurde, sich in Wirklichkeit Wege verschlossen haben und die Verfolgung des Anderen durch Ausschluss und Verurteilung die Folge war. Emmanuel Levinas legt den Begriff der „Erwählung“ in positiver Weise aus als *Verantwortung*, Erfahrung der Einheit und Unersetzbarkeit in einer gleichsam mütterlichen Beziehung zu den Anderen. So wie der Heilige Bernhard ausgerufen haben soll: „Quia amati, amamus!“ Die *Salbung* ist ein synonyme Begriff für Messianismus. Im Bezug darauf warnen die Autoren dieses Hefts vor den historischen und diabolischen Verirrungen und der permanenten Gefahr, die vom Messianismus und demzufolge vom Christentum schlechthin ausgeht. Christus und die Christen, mit dem Missionsauftrag, in der Welt zu sein, stehen, wie der Islam, im Zentrum dieser Frage; wir werden noch auf sie zurückkommen.

Andrés Torres Queiruga benutzt die Wortschöpfung *Inreligionation*, womit er einen viel tieferen und heikleren Schritt als *Inkulturation* ausdrückt. Die *Inreligionation* bezieht sich nämlich auf das Herz der Kultur und ihre Annahme von Herz zu Herz! Dieser Schritt beinhaltet eine größere Herausforderung, weil er, noch mehr als die *Inkulturation*, vom Dialog der Kulturen, der die Herzen belebt, nicht zu trennen ist. In diesem Sinne sind besonders die Sprache, die Ikone, die Erzählungen, der Ritus, die Norm und das Dogma - alle Wege und kulturell

Nachdenken  
über den  
Weg: Eine  
Klage und ein  
Licht, das von  
überall her  
kommt

offenen Symbole - zugleich eine Einladung, über sie hinauszugehen, im selben Maße, wie sie hilfreich und anregend sind.

Die Notwendigkeit der Überprüfung der Sprache, wie sie Javier Melloni, Amando Robles und Lieve Troch ansprechen, das Ernstnehmen der Epistemologie und ihrer Grenzen und vor allem der Versuch, neue Bilder zu verwenden, sind dringend notwendig in unserer Zeit. Nötig ist eine umfassende Dekonstruktion, damit der Fundamentalismus nicht aus der Religion eine allmächtige Waffe macht, die zu einem Chaos führt, dessen Symptome wir heute schon feststellen.

Aus epistemologischer Sicht schlugen die Herausgeber dieser Ausgabe Amando Robles vor, der Behauptung nachzugehen, dass jede Religion in erster Linie eine Art „Straßenkarte zum Heil“ ist und nicht selbst der Ort der Offenbarung und Erlösung. Robles beschäftigt sich mit dieser Metapher und vergleicht das religiöse Wissen mit dem künstlerischen Wissen und tut dies in noch radikalerer Weise: Es entsteht ein Erfahrungswissen, das jedes objektive Wissen übersteigt, also eine Erfahrung der Grundlosigkeit, oder anders gesagt, als „Wissen ohne Form und Boden“, sogar ohne Straßenkarte. Die Kunst genießt die Form, die religiöse Kenntnis aber geht über in die reine Mystik, in die Gegenwart Gottes, die Geheimnis ist.

Was bleibt für uns, Pilger des Geheimnisses, die nach einer Sprache suchen und neue Formen von Religion brauchen? „Religiöser Kosmopolitismus“ ist ein Begriff, der die Grundeinstellung umfasst, das Örtliche, Regionale und Globale, ebenso das uns Eigene und das, was von den Anderen kommt, in lebendiger Weise miteinander zu verbinden. Das hilft, sich von Narzissmus und elitärem Denken zu befreien. Felix Wilfred lädt darum zu einer ehrlichen Haltung der Wertschätzung religiöser Traditionen ein: Mit ihren Reichtümern und Quellen gehören die Religionen zuerst der ganzen Menschheit und sind zugleich Erbe und Vermächtnis der ganzen Menschheit. Erst dann gehört jede Religion ihren spezifischen Gläubigen. Jede Form von Religion hat ein universales Ziel. Die Metapher des Vergleichs mit dem Gemeinwohl und seiner Vorrangigkeit gegenüber dem Privateigentum ist sehr zutreffend. Einerseits schöpft keine Religionsform das Geheimnis ganz aus, aber andererseits liegt der Wert jeder Religion in ihren Früchten an Kommunion und Einheit und in dem, was sie für die Zukunft der Menschheit tut. Also gibt es keine bessere Zivilisation als die mit dem vorrangigen Ziel, die Universalität zu fördern. Was zählt für die Begegnung mit den religiösen Traditionen, sind - wie in der Organisation des Lebens und der Gesellschaft schlechthin - die Prinzipien der *autarkia* und der *koinonia*.

Zuletzt ist der Sprung ins Paradigma des Pluralismus auch notwendig für die missionarischen Traditionen, für die das Christentum und der Islam die wichtigsten Beispiele liefern. Die „religiöse Mission“ in der Welt entsteht, überdauert und vervollkommnet sich im „Dialog“, in einer Sprache religiöser Metaphern, die die jeweiligen Gesprächspartner, die *Interlokutoren*, einbringen. Dialog und Interlokutoren brauchen den Pluralismus, der seinerseits die Mission anregt und neu belebt. Es gibt viel missionarisches Wirken, wie Paul Knitter mit Sinn für Humor feststellt, das in allem den Ernst des Dialogs und der Gegenseitigkeit nicht aus

den Augen verliert und mit einer wirkungsvollen und methodologischen Form der Kommunion verbindet. In der dialogischen Gegenseitigkeit findet auch Verkündigung statt, aber bereichert durch das Gehörte, in der Bereitschaft zu lernen und in einer offenen Aufnahmebereitschaft. Die Beziehung zwischen Meistern und Schülern ist nicht einseitig, sondern verwirklicht sich in der Gegenseitigkeit. In Metaphern gesprochen ist die Mission wie Wasser, in dem Sauerstoff und Wasserstoff nötig sind, um erfrischend zu sein; genau so gehört die Verbindung von Gehörtem und Gesagtem zur Mission. Diese sich gegenseitig bedingenden Gaben helfen bei der „Umkehr“ der Mission zur Wertschätzung der kostbaren Originalität des Anderen: Schließlich hat der Andere als solcher mehr Inhalt in sich als alle angebotenen Inhalte. So sollen die verschiedenen religiösen Traditionen nicht als „alle gleich“ betrachtet werden, sondern ganz im Gegenteil, als „alle ursprünglich“ und verschieden. Das öffnet den Zugang zur Wahrheit, ergibt Möglichkeiten der Bereicherung und schafft Belebung. Die größte Herausforderung aller Zeiten liegt weiterhin in der Begegnung und im Dialog zwischen Orient und Okzident. In den letzten Jahrhunderten ergab sich, historisch bedingt, ein Dialog zwischen Nord und Süd. In letzter Zeit ist, unter anderen Vorgaben, ein Dialog zwischen Christentum und Islam dringend notwendig geworden.

Das Christentum braucht seine Universalität und den ihm eigenen Messianismus nicht aufzugeben; darin liegt ja seine notwendige Fülle, die sein eigentliches Wesen erklärt: Das Christentum ist das Bekenntnis zu Jesus als dem Messias, dem Christus, dahingegeben für alle. Wer „Doktor im Christentum“ ist, weiß nur zu gut, dass in der christlichen Erfahrung Christus „Jesus“ gleichsam einen „dezentrierten Christozentrismus“ bedeutet, wie schon Claude Geffré unterstrichen hat. Die ehrwürdige Tradition des „Christozentrismus“ haben im Neuen Testament vor allem Johannes und Paulus vertreten, und sie ist durch die hellenistische Sprache der Konzilien gefestigt worden, aber vielleicht lohnt es sich hier, in Bezug auf den Sprung ins Paradigma des Pluralismus die passendere Metapher des „Weges“ zu gebrauchen. Es ist einleuchtend, dass der „Weg“ kein narzisstischer Weg ist: Wer zum Herzen Jesu gelangt, ist, wie Christus, armen Herzens und gelangt an einen Punkt, an dem sich viele Wege kreuzen: der Weg zum Vater in seinem Mysterium, zum Geist mit seinem Drang zur Inkarnation; der Weg zu den Anderen, welche die „Geringsten“ unter uns sind. Zuletzt führt der Weg zu den „Anderen“ – mit ihrer kulturellen und religiösen Einmaligkeit. Dazu gehört auch der Weg zu den Sternen des Kosmos, diesem großen Horizont der Schöpfung und der Eschatologie in der Tradition des *kosmischen Christus*, wie er von Leonardo Boff beschrieben wird.

José Maria Vigil hebt die größte christliche Schwierigkeit hervor, das *punctum dolens*, der nicht im „Ekklesiozentrismus“ oder im „Exklusivismus“ liegt, die durch das Zweite Vatikanische Konzil überwunden wurden, sondern im christozentrischen Inklusivismus: Mit Blick auf das neue pluralistische Paradigma muss sich auch unser Verständnis von Jesus, dem Christus, wandeln. Vigil unterstreicht, dass nicht Jesus das Problem ist, so wie von ihm im Neuen Testament erzählt wird, sondern die spätere Dogmenentwicklung im vierten und fünften

*Nachdenken  
über den  
Weg: Eine  
Klage und ein  
Licht, das von  
überall her  
kommt*

Jahrhundert. Für Generationen bis ins späte Mittelalter lag in diesen Dogmen die Antwort auf die Frage: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ (Mt 16,16) Unsere Generation lebt in einer veränderten Welt und ist befreit von den Auflagen einer „Religion des Imperiums“. Sie hat ein anderes Verständnis von der Offenbarung und lebt von der Erfahrung einer bis heute noch nie gekannten religiösen Pluralität. Auch die heutige Generation hat das Recht, auf die Frage Jesu zu antworten, zum ersten Mal geläutert vom Komplex der Überlegenheit gegenüber den anderen Brüdern und Schwestern, die auf den „vielen Wegen Gottes“ gehen. Das Christentum hat eine Berufung zum Kosmopolitischen, geprägt von dankbarer Anerkennung, Gastfreundschaft und Hingabe, wo gesagt werden kann: *Gloria Dei homo (pauper) vivens, gloria coelorum terra vivens.*